

Gottesdienst am 08.01.2017 in der Alten Dorfkirche, Berlin-Zehlendorf

Matthäus 4, 12-17

Superintendent Johannes Krug

Gnade sei mit Euch und Frieden von Gott, unserem Vater. Dem, der da ist, der da war und der da kommt. Amen.

Von meinem theologischen Lehrer habe ich gelernt, bei der Auslegung biblischer Texten vor allem auf das zu achten, worüber man beim ersten Lesen stolpert. Oft steckt genau darin die Pointe. Bei unserem Predigttext ist das ziemlich klar. Bevor wir endlich zu Jesus' Antrittspredigt kommen, lässt uns der Predigttext über historische Details stolpern: Wo das war (geschichtsträchtiger Boden!) und was seit uralter Zeit (Jesaja!) diesem Gebiet prophezeit worden ist. Matthäus scheint das besonders wichtig zu sein: Jesu Antrittspredigt gleicht einem Ballon, der aufsteigt. Allerdings hebt er nicht ab und verschwindet in den Wolken, sondern ist gut gesichert mit starken Tauen, die fest verankert sind in der jüdischen Tradition.

Das Ankerwerfen in der Tradition überliest man leicht. Das ist aber ein Fehler, denn Christ-Sein, Christ-Bleiben kann man nur, wenn der Glaube verbunden bleibt mit seiner Geschichte. Es hat Sinn, über die Tauen zu stolpern, die Matthäus hier und unsere Bibel überall spannt.

Es war einmal ein Königssohn, der lebte im Reich des Lichtes. Er hatte eine Mutprobe zu bestehen, nämlich eine Perle zu finden, die im Reich der Dunkelheit versteckt war. Mutig wie er war, machte er sich auf die Reise in das Land der Dunkelheit. Er suchte und suchte, eine lange Zeit. Und als die Tage, Wochen, Monate verflossen, vergaß der Königssohn allmählich, dass seine Heimat das Land des Lichtes war. Er wurde immer ähnlicher den

Menschen im Land der Dunkelheit. Er glich sich an mit der Zeit, wurde wie sie und hörte auf zu suchen. Davon erfuhren seine Eltern und schickten ihm einen Brief, in dem er lesen konnte, wer er eigentlich war, woher er kam und was sein Auftrag-, was seine Bestimmung war. Sie schrieben ihm: „wach' auf, erinnere dich, wer du bist, komm' zurück!“ Es war dieser Brief, der dem Königssohn die Augen öffnete dafür, woher er kam und was das Ziel seiner Reise war. Er nahm seine Suche wieder auf. Schließlich fand er die Perle und kehrte zurück in das Land des Lichtes.

Dieses Märchen erzählt, warum wir eine Tradition brauchen. Wir alle leben in einem Land, das Gegenwart heißt. Und dieses Land übt einen gewaltigen Sog aus, der uns angleicht: den Menschen um uns herum, ihren Maßstäben und ihrem Geschmack. Zeitgeist und Moden verdanken sich letztlich diesem menschlichen Bedürfnis danach, gleich unter Gleichen zu sein. Ich weiß, dass Manche das empört zurückweisen und auf Zeitgeist und aktuelle Mode schimpfen. Doch, jedenfalls nach meiner Erfahrung, ist der eigentliche Grund des Schimpfens nur der, dass sie in einem anderen Zeitgeist und anderen Moden aufgewachsen sind. Ob wir es wollen oder nicht: wir sind Kind unserer Zeit.

Ich werde nicht vergessen, was meine Mutter in mein Kinder-Poesiealbum schrieb: „Lebe in deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf“ (Schiller). Das ist es, warum wir eine Tradition brauchen: sie schützt uns davor, ein Geschöpf unserer Zeit zu werden: d.h. was wir sind, sein wollen, sein sollten abzuschleifen, uns aufzulösen in unserem Zeitgeist und der aktuellen Mode. Tradition erinnert uns wie der Brief an den Königssohn, wo unsere Heimat liegt und was unser Ziel ist. Wer eine Tradition im Gepäck mit sich führt, hat bessere Chancen, widerständig – eigenständig zu sein. Sie bewahrt uns davor, dass wir am Ende nicht mehr waren als eine Eintagsfliege. Bei Licht besehen, hat Tradition viel mit Freiheit zu tun.

Sicher, Tradition kann auch zum Gefängnis-, sinnenleerte Riten und Gewohnheiten können zur Fessel werden. Und wer will behaupten, dass religiöse Traditionen davon ausgenommen wären?

Gerade deshalb ist es so wichtig, dass wir evangelischen Christen uns am Beginn des Reformationsjahres darauf besinnen, was unsere Tradition ist: es sind nicht unsere religiösen Überzeugungen, es sind nicht unsere kirchlichen Strukturen, es ist auch nicht die liturgischen Formen, in denen wir Gottesdienst feiern. Sie können uns vertraut, lieb geworden und auch wunderbar und sinnvoll sein – aber Vorsicht!: sie können und werden auch schnell zu der Fessel, die Veränderungen so schwer machen.

„Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!“ – das ist unsere Tradition. Damit beginnt Jesus sein öffentliches Wirken, und wie das so ist: seine ersten Worte sind Programm. Umkehren, Aufwachen, Das-Leben-wieder-in-die-Hand-Nehmen“ usw. – das ist evangelische Tradition, die vielfach verbunden bleibt mit der jüdischen Tradition. Zu ihr gehört es gerade, widerständig zu sein gegen alle Beharrungskräfte, gegen alles, was verhärtet, erstarrt und versteinert ist. Unsere Tradition ist nicht Anbetung der Asche, sondern Weitergabe der Glut (nach G. Mahler, der wiederum nach Th. Morus).

Starre und Unbeweglichkeit bei anderen zu finden, fällt uns meistens ziemlich leicht. Aber Jesu Antrittspredigt gilt erst mal uns selbst. Heute hätte er es vielleicht so gesagt: „Es ist Zeit, dein Leben zu ändern!“.

Gut evangelisch ist es übrigens auch, dass wir uns von niemandem vorschreiben lassen, was wir denn genau zu ändern haben. Was in unserem Brief steht, was unser Ziel, unser Auftrag ist, welche Perle wir zu suchen ausgeschickt sind, können wir nur selbst herausfinden.

Was Jesus damals bei seiner Antrittspredigt gesagt hat, kommt so bei uns an: wenn wir das mit hinausnehmen aus diesem Sonntag in die Woche und uns fragen, was in unserem Brief steht: woher wir kommen, was unser Auftrag ist, wie sie denn aussieht, unsere Perle. Auf den Brief, der uns davor bewahrt, ein Geschöpf unserer Zeit zu werden. Der uns wach machen-, uns daran erinnern möchte, wer wir eigentlich sind und uns schreibt: komm dahin zu zurück. Das wär's doch, oder?

Und der Friede Gottes, der höher ist als all' unsere Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen